

I. 114.

Rolf Horst Frei

Lörrach

Freiburg, Rudenberg – und dann der Krieg

*Er ist bei Kriegsende knapp 15 Jahre alt, in **Freiburg** geboren und aufgewachsen. Sein Vater war Hausmeister und Chauffeur bei der **jüdischen Firma Julius Bollag**, Textil-Einzelhandel in der Kaiser-Joseph-Straße 103 zwischen Bertoldsbrunnen und Martinstor. Bollag verkaufte nach der Machtübergabe seinen Laden an den "arischen" Kaufmann Karl Kausch aus der Mercystraße und emigrierte nach **Brasilien**. Dem Jungen schenkte er zu Weihnachten und Ostern immer Spielsachen. Es folgen Kindheitserinnerungen an Ostereiersuchen, Wandertouren, Spielabende, Brände (Kollegiengebäude 1934, Synagoge 1938): "Nach der Kristallnacht wurden die Juden aus den Häusern geholt und in Richtung Siegesdenkmal abgeführt". 1937 Schulanfang in der Lessingschule, Lehrer bei besonderen Anlässen in SA-Uniform. Fasnet im "Flecklehäs", Kinderleben in der Grünwälderstraße, "Bande" am Augustinerplatz. 1940 Erstkommunion, danach lädt Dr. Hemlein, Kooperator der Münsterpfarre, zehn ausgesuchte Jugendliche zu einer Jugendgruppe "Paulus" ein, die noch heute zusammenhält. Heimliche Treffen in der Kooperatur am Münsterplatz, Hütte im Holzeck beim **Hinterwaldkopf**. 10.5.1940: Erster Luftangriff auf **Freiburg** durch die eigene Luftwaffe, 57 Tote und viele Verletzte. Am selben Tag Beginn des Frankreich-Feldzugs. Zehn Wochen schulfrei, Mitte Juni überschreitet Heeresgruppe Oberrhein den Rhein, französische Artillerie beschießt auch Freiburg. Siegreiche Truppen ziehen durchs Martinstor. Ferien bei der Schwester in **Breisach**: Spiele in verlassen Schützengräben, Zug der erschöpften französischen Kriegsgefangenen über die Pontonbrücke. 1940 zum Jungvolk, Pimpf im "Fähnlein 6" der südlichen Altstadt. Weil er bei einem Zeltlager in **Titisee** erlaubter Weise in den Gottesdienst geht, erhalten er und sein Freund Bernhard Adler nicht die errungenen Sportpreise. Herbstferien 1943: Fähnlein muss nach **Hartheim**, in den Auwäldern Sanddornbeeren sammeln. Erinnerungen an den strengen Musiklehrer und Komponisten Eberhard Ludwig Wittmer und seinen Unterricht in der Lessingschule sowie an den ebenso strengen Lehrer Kettenacker. Altmaterialsammlung, Sammeln von Brombeer-, Himbeerblättern, Huflattich usw. für Tee und Medikamente. Kartoffelkäferjagd mit Dose um den Hals. 1944: Eintritt in die Luftschutz-HJ, da "am unpolitischsten". Ausbildung u.a.: Unschädlichen machen von Stabbrandbomben. Der Vater wird mit 52 Jahren noch an die Ostfront geschickt. Fliegeralarme: Dann aus dem 5. Stock in den Keller rennen. Ende der Sommerferien 1944 ab zum Schanzen: entweder Vogesen oder Kaiserstuhl. Er geht nach **Achkarren** und **Niederrimsingen**, gräbt Schützengräben: "Schöne Zeit". Dann Nachwuchswerbung der SS. Er entscheidet sich aber für die Luftwaffe: Da gibt es keine Waffen-SS und auch keine Flugzeuge mehr. Schildert den Luftangriff am 27.11.44: Gruppenstunde am Münsterplatz, als "Christbäume" alles erhellen. Rennt in den Keller des Erzbischöflichen Ordinariats, wird vom Luftdruck einer Bombe am Kellereingang die Treppe hinunter geschleudert: Kopfwunde. Elternhaus an der Ecke Kajo-Grünwälderstraße (heute wohl Deichmann) total zerstört, Mutter und die Schwester mit ihren Kindern (auch ihr Mann ist im Krieg) findet er im Schlossbergbunker. Mit dem Zug von Kirchzarten nach Neustadt: Dort verteilt sich die Familie, Mutter und er kommen auf den Michilshof in der Gemeinde **Rudenberg**, neben dem Elternhaus des Vaters. Sehr detaillierte Beschreibung des ländlichen Alltags in jenem schneereichen Winter, Schule wieder nach Dreikönig, Waldarbeit: auch Papierholz für Papierfabrik **Neustadt**, dann kommt auch der Krieg: Bombenangriff auf **Titisee** am 24.2.45: Stromeinspeisungsanlage für Dreiseen- und Höllentalbahn, 27 Tote. 5.4.45: Luftangriff auf **Neustadt** mit 12 Jagdbombern in mehreren Welle: Bahn, Munitionswagen in Brand, vor Explodieren gelöscht (?), erheblicher Schaden in der Stadt. Aus größerer Höhe: Sperrballone und Flak, die lebhaft feuert. Franzosen kommen über **St. Peter, St. Märgen ins Jostal**, in der Nacht vom 23. auf 24.4. erster Vorstoß auf **Neustadt**, doch Holzbrücke beim Bergrunderhof kann die schweren Kettenfahrzeuge nicht tragen. Darauf Rückzug auf die Höhen um **Waldau**. Mit dem polnischen Kriegsgefangen Stanislaus hält er Ausschau oben an der Engelsmann-Hütte, beide werden mit Gewehrkgeln beschossen. Schnell zurück auf den Hof. Nach*

*einigen Tagen die ersten Soldaten: „Marokkaner“, die mit ihrem Jeep (teils unter seiner Führung) von Hof zu Hof ziehen und plündern, Wertsachen, aber vor allem Hühner. Frauen verstecken sich, doch es gibt Vergewaltigungen: "Im Totenbuch der Kirchengemeinde **Vöhrenbach** ist bei einer 22-jährigen Frau vermerkt worden, dass sie an den Folgen von Vergewaltigungen durch die „Marokkaner“ verstorben ist." Sein Vater wird im Mai 1945 aus amerikanischer Gefangenschaft entlassen, bekommt vom jüngsten Bruder Leo eine Wohnung in **Freiburg-St. Georgen**. Der Sohn will auf dem Michilishof bleiben, doch die Eltern rufen ihn nach Freiburg zurück: Lehrstelle suchen.*

Am 12. Mai 1930, um 800 Uhr, kam ich als drittes Kind des Ehepaares Joseph und Maria Frei im St. Elisabethen-Krankenhaus in der Dreisamstraße in Freiburg im Breisgau zur Welt. Meine Mutter war eine resolute Frau, aber eine liebevolle Mutter. Mein Vater war ein gutmütiger und lieber Mensch, bei dem ich immer Schutz suchen konnte. Beschäftigt war mein Vater als Hausmeister und Chauffeur bei der Firma Julius Bollag, Textil-Einzelhandel GmbH, in der Kaiserstraße 103 in Freiburg. Wir hatten eine schöne Vier-Zimmer-Wohnung in diesem Geschäftshaus, das sich zwischen dem Bertholdsbrunnen und dem Martinstor befand. Der Geschäftsinhaber war jüdischer Abstammung. Nach der Machtergreifung durch die NSDAP verkaufte Julius Bollag das Geschäft an den arischen Kaufmann Carl Kausch aus der Mercystraße. Danach setzte er sich nach Brasilien ab. Ich bedauerte es sehr, denn er beschenkte mich zu Weihnachten und Ostern immer mit Spielsachen.

Auch an die Wahlen 1933 kann ich mich noch gut erinnern, da bei den Wahlen goldfarbige Anstecknadeln mit der Büste von Adolf Hitler verteilt wurden und alles, was glänzte, mir als Kind sehr gut gefiel. 1934 kam ich in den katholischen Kindergarten in der Wallstraße. Der Weg zum Kindergarten führte durch die Grünwälderstraße über den Augustinerplatz, durch die Gerberau, über die Insel vorbei an der Adelhauerschule zur Wallstraße.

Jedes Jahr gingen wir an Ostern zu meinem Großvater mütterlicherseits, der an der Bahnlinie Freiburg-Breisach bei der Deutschen Reichsbahn als Schrankenwärter angestellt war. Das Schrankenwärterhaus stand am Ende des Flug- und Exerzierplatzes am Rande des Mooswaldes. Die ganze Verwandtschaft traf sich hier. Wir Enkelkinder durften die von unseren Eltern mitgebrachten Osterhasen suchen. Um den Großvater machten wir Kinder immer einen großen Bogen, denn wir hatten alle eine Heiden-Angst vor ihm. So kam es vor, dass er zu einem Enkel sagte: „Komm lass dich anschauen!“ und ihn danach an Kopf und Ohren hochzog und anschließend fallen ließ.

Im Sommer machten meine Eltern und der in Freiburg ansässige Familien-Clan (Frei/Schwarz) schöne Wanderungen ins Wildtal, nach Günterstal, über den Schloßberg nach St. Ottlien oder auf den Schönberg zur Schneeberg. Wir kehrten immer in einer Gaststätte ein. Die Erwachsenen tranken Bier und Wein und aßen Ochsenmaul- oder Sulzsalat (Kutteln), und wir Kinder bekamen Limonade oder Coca-Cola mit Baader-Brezeln (Erste Freiburger Brezelfabrik) oder ein Senfbrot.

Im Winter traf man sich in unregelmäßigen Abständen bei meinen Eltern. Die Männer saßen alleine in einem Zimmer und spielten Zego, ein südbadisches Kartenspiel. Dabei rauchten sie wie die Weltmeister. Mein Vater hatte immer ein Fass Kaiserstühler Wein im Keller, den ihm ein Fahrer der „Freiburger

Zeitung“ besorgte und dem kräftig zugesprochen wurde. Die Frauen hielten sich im Wohnzimmer oder in der Küche auf, und wir Kinder waren überall vertreten, Es war für mich eine schöne, glückliche Zeit.

Die Brände des Kollegiengebäudes der Universität 1934 und der Synagoge 1938 habe ich noch in Erinnerung. Beide Brände waren nachts. Aufgeschreckt durch die Feuerwehr konnten wir die Feuersbrunst von der Dachterasse über unserer Wohnung gut verfolgen. Die Entfernung zu den Brandherden waren 300 m Luftlinie. Nach der „Kristallnacht“ wurden die Juden aus den Häusern geholt und in Richtung Siegesdenkmal abgeführt.

Nach Ostern 1937 kam ich in die Lessingschule. Im ersten Schuljahr mussten wir noch die Sütterlinschrift erlernen. Bei besonderen Anlässen unterrichtete unser Lehrer in SA-Uniform. Der Schulweg führte mich durch das Martinstor vorbei am Friedrichsbau und weiter über die Kaiserbrücke. Für mich war es die schönste und majestätischste Brücke mit ihrem reich verzierten gusseisernen Geländer und den an den Brückenenden befindlichen Bronzefiguren. Es waren dies die Kaiser Heinrich V. und Friedrich I. sowie Rudolf von Habsburg und Maximilian.

Im Winter 1936/1937 schneiderte meine Mutter für mich ein „Flecklehäs“, das man im alemannischen Raum auch als „Hansele“ bezeichnet. Es war ein mit kleinen farbigen Stoffstücken übersäter Anzug mit einer Fleckenhaube. Das wichtigste Requisite zu diesem Kostüm ist die freundlich lächelnde Maske und die Rätsche. Diese Gruppe hat im Jahr 1934 die alte Sitte des „Taganrufens“ wieder eingeführt und den Namen „Fasnetrufer“ angenommen. Sie sind jetzt die Erznarren Nr.1 der Breisgauer Narrenzunft. V

Vor der offiziellen Fasnacht kam aber noch der „Schmutzige Dunnschtig“. Hinter der hohlen Hand sagten wir Kinder den Spruch: „Lustig isch die Fasnacht, wenn die Muetter Kuechli bacht, wenn sie aber keini bacht, t schieß ich auf die Fasnacht“. Laut durften wir das nicht sagen, denn das Wort „schieß“ nahm man als gut erzogenes Kind „nicht in den Mund!“ Die „Fasnachts-Kuechle“ die meine Mutter im heißen Fett backte, waren die „Fasnet-Scherben“. Es waren hauchdünn ausgewallte, rautenförmige Gebilde, die sich beim Frittieren verbogen und beim Reinbeißen splitterten.

Am Fasnacht-Sonntag schlag Zwölf Uhr begann zu jener Zeit die Freiburger Straßenfasnacht. Ich fieberte dem Zeitpunkt entgegen, bis die Glocken vom Münster das Narrentreiben freigaben. Die Straßen und Gassen der Altstadt waren danach erfüllt von dem närrischen Treiben. Ich durfte in meinem Flecklihä heruntollen, bewaffnet mit einer Rätsche und einer Narrenpirtsche. Beim Narre-Soome der Fasnachtsrufer nahm ich am Rosenmontag-Umzug teil. Angeführt wurde der Umzug von der „Babbedeckelmusik“ (Art Guggemusik). Wir ließen laut unseren Singsang erschallen: „Hoorig, hoorig, hoorig isch die Katz. Un wenn die Katz nit hoorig wär, noo fräß sie kaini Mäuse mehr. Hoorig, hoorig, hoorig isch die Katz“. Von den Häusern herab wehten die bunten Fasnet-Fähne über den herzhaft krakeelenden Umzug. Danach bekam jeder vom Narre-Soome e Weckli un e Wirschtli un uf de Heimweg no e Guggle Gutsili.

In der südlichen Altstadt von Freiburg gab es zu jener Zeit noch keinen Kinderspielplatz. Im Hochsommer kühlten wir uns im Bächle der Grünwälderstraße ab. Das Barfußlaufen in dem Bächle war nicht ganz gefahrlos, denn die Algen machten die Steinplatten glitschig. Wir machten uns auch den Spaß und warfen einen kleinen Ball in das Wasser, um den unterirdischen Verlauf des Bächle festzustellen. Einige von uns sprangen zur Löwenstraße und die anderen in die Bertoldstraße. Aber nur bei viel Glück kam der Ball nach einiger Zeit im Bächle der Löwenstraße wieder zum Vorschein, wenn er nicht gerade von einem Wasserwirbel aufgehalten wurde.

Jedoch die meiste Zeit verbrachten wir auf dem Augustinerplatz, der von uns nur kurz „The“ genannt wurde. Der Name wurde von den früheren Generationen übernommen, da das Augustinerkloster von 1866 bis 1910 das städtische Theater beherbergte und der Augustinerplatz für diese Zeit zum Theaterplatz wurde. Diesen Platz mussten wir Grünwälder-Sträßler gegen die Gerber- und Fischerauler sowie gegen die von der Insel verteidigen. Einige Namen unserer Clique wie Manzoni, Rentschler, Reuß und Didio sind mir noch in Erinnerung. Zu unserem Hoheitsgebiet gehörten außer der Grünwälderstraße und dem „The“ mit seiner Stadtmauer und der Kasematte auch die Hinterhöfe mit den Durchgängen zur Salzstraße zu unserem Territorium.

Die Kasematte (unser Hauptquartier) konnten wir über das Flachdach der städtischen Latrinenanlage gut erreichen. Wir mussten nur höllisch aufpassen, damit keine Kiesel durch die Lüftungsschächte fielen, sonst machte die Lokusfrau Terror. In der Regel gingen wir als geübte Kletterer an der Stadtmauer hoch. Die Festung war uneinnehmbar, und nur bei unserer Abwesenheit konnte das gemeine Volk unseren Unterschlupf verschmutzen. In den noch schneereichen Wintern war unser „The“ durch sein Gefälle für uns Kinder auch zum Schlittenfahren gut geeignet. Die Älteren von uns bevorzugten zum Rodeln jedoch die steilen Wege am Schloßberg.

Am Weißen Sonntag 1940 feierte ich meine Erstkommunion im Freiburger Münster. In jener Zeit war Dr. Konrad Gröber Erzbischof des Erzbistums Freiburg. Auf Einladung des Kooperators der Münsterpfarre, Dr. Hemlein, trafen wir uns in der Borromäusbibliothek in der Herrenstraße. Wir waren zehn ausgesuchte Jugendliche, davon waren die meisten Ministranten (Ginging Verein). Bei diesem Treffen wurde die katholische Jugendgruppe mit dem Namen „Paulus“ gegründet (die Gruppe besteht nun nach 65 Jahren immer noch). Danach trafen wir uns jede Woche einmal zur Gruppenstunde in der Kooperatur auf dem Münsterplatz.

Die Angelegenheit war nicht ganz ungefährlich, denn alle Jugendgruppen außer der Hitler-Jugend und dem Jungvolk waren verboten. Wir mussten beispielsweise geheim und in kleinen Gruppen auf unsere Hütte am Holzdeck gehen. Bis nach Kircharten fuhren wir mit dem Zug. Die Hütte war in der Nähe des Hinterwaldkopfes und war ein kleiner niedriger Bau und in den Berg eingelassen. Die Schlafplätze am Boden unter dem Dach waren am höchsten Punkt ein Meter hoch. Einmal sind HJ-ler aufgetaucht, und wir hatten Angst, in der Nacht von ihnen überfallen zu werden.

Der Zweite Weltkrieg hatte 1939 bereits begonnen. Am 10. Mai 1940, am Freitag vor Pfingsten, erlebte Freiburg den ersten Fliegerangriff. Es war etwa um 16 Uhr, als der Angriff stattfand. Ich war mit einigen Gruppenmitgliedern auf dem Münsterplatz, und wir rannten in Richtung der Detonationen. Wir waren neugierig und sahen bei der Hildaschule die ersten von Bomben zerstörten Häuser. Unter der Zivilbevölkerung gab es durch die insgesamt 69 abgeworfenen Bomben 57 Tote und zahlreiche Verletzte. Besonders tragisch und schmerzlich war der Tod von 21 Kindern im Alter von 3 bis 10 Jahren auf dem Kinderspielplatz in der Kreuzstraße. Die Bombardierung erfolgte irrtümlich durch drei HE-111-Bomber des Kampfgeschwaders 51 aus Landsberg am Lech, die sich bei ihrem Einsatzflug zum französischen Flugplatz Dijon verflogen hatten.

Am selben Tag, an dem der Fliegerangriff auf Freiburg erfolgte, begann auch der Frankreich-Feldzug. Durch die Frontnähe fiel der Unterricht an den Schulen für etwa zehn Wochen aus. Die deutschen Panzertruppen des Nordabschnitts erreichten am 14. Juni 1940 Paris und marschierten kampflos ein, Zur gleichen Zeit tritt die noch völlig unverbrauchte Heeresgruppe am hiesigen Oberrhein zum Angriff an. Daraufhin beschossen die Franzosen mit ihrer Artillerie Freiburg. Von meinem Kinderzimmer-Fenster aus sah ich die Schrapnell-Geschosse (es waren Sprenggeschosse mit Kugelfüllung) in etwa hundert Meter Höhe mit einem heftigen Knall und einer Rauchwolke zerplatzen.

Die Heeres-Gruppe Oberrhein machte dem Spuk ein Ende und schaltete die Artillerie der Franzosen aus. Danach fielen sie den an der Alpengrenze erfolgreich gegen die Italiener kämpfenden Franzosen in den Rücken. Jetzt löste sich alles auf, am 16. fiel Orleans, am 18. Cherbourg und Le Mans. Am 22. Juni 1940 waren die Kampfhandlungen an der Westfront beendet. Die zurückkehrenden deutschen Truppen wurden in den Schulen immer für eine Nacht einquartiert. Am Tag darauf zogen sie durch das Martinstor, vorbei am Siegesdenkmal (das an den deutsch-französischen Krieg von 1870/1871 erinnert) wieder aus der Stadt zu ihren jeweiligen Standorten zurück.

In der Zeit dieser großzügig erweiterten Sommerferien durfte ich vierzehn Tage zu meiner Schwester nach Breisach. Sie hatte eine Wohnung im Gasthaus „zum Anker“ und war allein mit ihrer einjährigen Tochter Rosemarie. Ihr Mann war Zollbeamter und wurde durch die Verlegung der Zollgrenze in die Vogesen dorthin abgeordnet. Ich streifte durch die von den deutschen Soldaten verlassenen Schützengräben und Bunkeranlagen und sammelte Patronenhülsen. Oft saß ich auch am Fenster, wenn die abgekämpften französischen Soldaten zu Fuß die Pontonbrücke über den Rhein nach Deutschland überquerten und in die Gefangenschaft marschieren mussten. Ich machte mir schon damals im Alter von 10 Jahren Gedanken, was wohl in einem Menschen vorgeht, der sich in einer solch hoffnungslosen Lage befindet. Es war für mich ein Trauerzug.

Im Jahr 1940 wurde ich auch zum Jungvolk einberufen. Wir mussten in schwarzen Schuhen, weißen Kniestrümpfen, kurzer Ribbilishoos und weißem Hemd bekleidet erscheinen. Treffpunkt war der alte Wiehrebahnhof. Wir wurden als Pimpfe (jüngste Angehörige einer Jugendbewegung) aufgenommen und

in Fähnlein (Formationen) nach den einzelnen Stadtteilen aufgeteilt. Die südliche Altstadt war das „Fähnlein 6“. Unsere Ausbildung im Marschieren und Singen fand für unser Fähnlein auf dem Messplatz in der Oberwiehre statt. Als erstes mussten wir den Lebenslauf von Adolf Hitler auswendig lernen und vortragen. Danach wurden wir in das Jungvolk aufgenommen. Das braune Hemd, das schwarze Halstuch und den Lederknoten mussten unsere Eltern beschaffen.

Zweimal in der Woche hatten wir Dienst. Die Aufmärsche in der Stadt waren meistens am Sonntagvormittag mit der Fahne des Fähnleins, den Fanfaren und den Landsknechtstrommeln. Unser Emblem auf der Fahne war ein stehender angreifender Löwe. Die Geländespiele (vormilitärische Ausbildung) wurden im Sternenwald durchgeführt. Die Sportfeste hatten wir im Universitätsstadion. Der Dienst war immer in Uniform und bei jedem Wetter. Zu Beginn des Dienstes mussten wir das Verbandpäckchen, ein ungebrauchtes Taschentuch sowie die Fingernägel vorzeigen. Bei einer Beanstandung wurde mit demjenigen nach dem Schluss des Dienstes nachexerziert.

Nach einem Zeltlager am Titisee wurde mir der Preis des jährlichen Sportfests nicht überreicht, weil Bernhard Adler (auch ein Mitglied der katholischen Jugend) und ich während des Zeltlagers am Sonntag in die Kirche gingen, obwohl uns der Kirchgang offiziell genehmigt war.

In den Herbstferien 1943 wurde das „Fähnlein 6“ nach Hartheim abgeordnet. Wir mussten in den von Altrheinarmen durchzogenen Auwäldern des Rheinvorlandes Sanddornbeeren sammeln. Das war eine sehr unangenehme und stachelige Beschäftigung, denn Sanddorn ist ein bis zu 6 m hoher, dorniger Baum mit kleinen rotgelben Früchten (Scheinbeeren).

Durch den Besuch der Lessing-Schule, die sich auf dem Gebiet des alten Freiburger Stadtteils „Wiehre“ befindet, habe ich immer noch den schönen Singsang in den Ohren, den wir aus Leibeskräften in der Fasnachtszeit schrien: „In de Wiehri, in de Wiehri gibt's Backsteikäs zum Vieri“. Damit ärgerten wir die Mitschüler, die tatsächlich aus diesem Stadtteil kamen. In der Wiehre gab es aber nicht nur „Backsteikäs“, sondern da gab es auch Künstler. Solch einen hatten wir in der 5. und 6. Klasse als Klassenlehrer. Es war der „Eberhard Ludwig Wittmer“. Er war groß und schlank mit einer Mords-Mähne. Den meisten sagt dieser Name nichts, aber wir Schüler konnten ein Liedchen davon singen. Er war nicht nur ein Künstler mit dem Taktstock, sondern auch mit dem Rohrstock. Wenn er einen über die Schulbank legte und den Rohrstock schwang, da standen ihm die Haare zu Berg, und der in Bearbeitung Befindliche sang in den höchsten Tönen eine Arie (ein Sologesangstück mit Instrumentalbekleidung) aus der Furie (die römische Rachegöttin). I

In der Wiehremer Chronik aus dem Jahre 1970 fand ich folgenden Artikel: „Eberhard Ludwig Wittmer wurde am 20.04.1905 geboren und hat sich neben seinem Lehrberuf der Musik verschrieben. Nachdem er schon vorher durch verschiedene Kompositionen die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte, wandte er sich vor allem der Chormusik zu. In Sängerkreisen machte er sich besonders durch seine großen Chor-

Zyklen, „Bodensee-Zyklus“ und „Schwarzwald-Zyklus“, die für seine herbe, alemannische Art charakteristisch sind, schnell bekannt. Neben der Chormusik hat er auch reine Orchestermusik, Kammermusik, Lieder, geistliche Kompositionen und Tanzspiele geschrieben. Weiter ist er insbesondere durch eine Reihe von Original-Musiken für Akkordeon und Akkordeon-Orchester hervorgetreten, besonders das Konzert für Klavier und Akkordeon-Orchester mit Schlagzeug, das durch seine interessante Klangkombination und seine packende Rhythmik einen sensationellen Erfolg hatte.“

Dieser Klassenlehrer und Künstler mit seiner charakteristischen, herben, alemannischen Art brachte - oder vielmehr versuchte er es, uns auch das musikalische Verständnis beizubringen. Er organisierte für alle Schüler der Stadt Freiburg ab der 5. Klasse einen symphonischen Nachmittag im Stadttheater. Das ganze Symphonische Orchester der städtischen Bühnen war angetreten. Zuerst wurden von einem Musikdirektor die einzelnen Musikinstrumente klanglich vorgestellt. Danach spielte der gesamte Klangkörper unter anderem die Ouvertüre von „Dichter und Bauer“. Allgemein waren die Schüler von der lehrreichen musikalischen Darbietung begeistert. Für die Künstler gab es einen lautstarken Applaus.

Nach den Osterferien 1943 bekamen wir den Herrn Kettenacker als Klassenlehrer. Er war etliche Jahre älter wie sein Vorgänger, aber nicht ungefährlicher. Seinen Übernamen „Kettebissler“ brachte er schon mit. Dieser Lehrer hatte die Angewohnheit, während dem Unterricht durch die Gänge zu gehen, wie ein Habicht auf uns arme Geschöpfe loszustürzen und Fragen zu stellen. Er war aber so freundlich und half dem Angefallenen beim Aufstehen, indem er ihn an den Ohren hochzog. Im Physiksaal war das bedeutend besser, denn da waren die Bänke treppenförmig angebracht. Hier waren wir relativ sicher vor seinen Gemütsschwankungen, denn hier konnten nur Wurfgeschosse gefährlich werden.

Das Fach Naturgesetz und Technik war meines und dem „Kettebissler“ sein Lieblingsfach. Meine schriftlichen Arbeiten fanden sein Wohlwollen, und so hatte ich bei ihm ein Stein im Brett und dadurch etwas Narrenfreiheit. Der Unterricht war für mich in der Folgezeit angenehmer.

Meinem Schulfreund, dem Bäckersohn Harald Benz von der Insel (neben dem Hauptausschank der Feierlingbrauerei), half ich, wenn seinem Vater der Gutbrot-Dreirad-Lieferwagen ausgefallen war, am Nachmittag mit dem Leiterwagen das Brot an die Gottlieb-Filialen auszuliefern.

Allgemein war unsere Freizeit begrenzt durch den zweimal in der Woche am Nachmittag vorgeschriebenen Dienst beim Jungvolk. Im Dienst beim Jungvolk mussten wir auch Altmaterial sammeln. Das waren vor allem Eisen, Lumpen und Papier. Dazu sangen wir das Schöne Lied: „Wir sammeln Eisen, Lumpen, Knochen und Papier, ausgeschlagne Zähne sammeln wir, Eisen, Lumpen, Knochen und Papier alles sammeln wir.“

In den Kriegsjahren fiel der Schulunterricht öfters aus. Statt dessen mussten wir mit unserem Klassenlehrer am Brombergkopf oder am Lorettoberg Brombeer- oder Himbeerblätter, Huflattich, Breit-

und Spitzwegerich sammeln. Das Sammelgut wurde danach abgeholt und zu Tee oder zu Medikamenten verarbeitet. Auch mussten wir in den Sommermonaten mit unserem Lehrer bis nach St. Georgen gehen, um auf den Feldern Kartoffelkäfer und deren Larven einzusammeln. Jeder von uns hatte eine Konservendose mitzubringen, die er sich mit einer Schnur um den Hals hängen musste, um die Hände freizuhaben, damit er den Volksschädling von den noch vorhandenen Blättern absuchen konnte. In Reih und Glied durchkämmten wir die Äcker, Die Gelege, die sich an der Unterseite der Blätter befanden, mussten wir an Ort und Stelle zwischen den Fingern zerdrücken. Am Ende des Kartoffelfeldes wurde das Sammelergebnis von unserem Lehrer begutachtet und geprüft, ob wir auch unsere Pflicht dem Deutschen Volke gegenüber voll erfüllt haben. Danach konnten wir den Inhalt auf dem Feldweg ausschütten und verschlurben.

1944 kam ich mit 14 Jahren in die Hitler-Jugend. „Der gute Geist der Gruppe Paulus (Bernhard Adler)“ gab mir den Rat, mich für die Luftschutz-HJ zu entscheiden, denn diese sei am unpolitischsten. Dies war auch der Fall. Wir bekamen eine Ausbildung in der Ersten Hilfe und über das Unschädlichmachen von Stabbrandbomben mit und ohne Sprengköpfe. Von einem Löschversuch an den 15 kg schweren englischen Phosphor-Brandbomben wurde uns abgeraten.

1944 war eines der erlebnisreichsten und schicksalhaftesten Jahre. Mein Vater wurde mit 52 Jahren zum Militärdienst an die Ostfront eingezogen. Mein Bruder war seit Anfang des Krieges im Einsatz, und der Mann meiner Schwester wurde als Zollbeamter von einer Grenze zur anderen versetzt. Der Schulunterricht wurde oft durch Fliegeralarm unterbrochen, und wir mussten den Luftschutzkeller aufsuchen. Auch in der Nacht wurden wir vom Sirenengeheul nicht verschont und mussten, nur mit ein paar Habseligkeiten unter den Armen, vom 5. Stock in den Keller rennen. Das monotone Summen der Bomber habe ich immer noch in den Ohren. Bei Tag konnte man den Flug der Bomberverbände minutenlang verfolgen, wenn sie mit ihrer todbringenden Fracht in Richtung München flogen. Von einer Flugabwehr war nichts zu hören und zu sehen. Einige Bomben wurden immer wieder im Stadtgebiet von Freiburg abgeworfen, und es gab auch oft Tote und Verletzte, aber von einem Großangriff waren wir bis dahin immer noch verschont geblieben.

Ein bis zweimal in der Woche arbeitete ich nachmittags in meiner Freizeit bei der Weingroßhandlung Fritz Bühler & Söhne in der Sedanstraße. Ich musste Weinflaschen von Hand etikettieren oder verkorken. Das Korkgerät war wie ein Schindelbock geschaffen. Damit die Kleidung nicht zu feucht wurde und der Wein beim Platzen einer defekten Flasche dem Korker auch nicht in die Schuhe lief, musste man eine Gummischürze und zusätzlich Gummistiefel anziehen. In der Stunde bekam ich etwa 0.50 RM und den Duft eines versoffenen Kellermeisters gratis.

Nach dem Ende der Sommerferien mussten sich alle Mitglieder der Hitler-Jugend im Innenhof der Karlskasrne einfinden. Wir bekamen den Marschbefehl zum Schanzen. Unsere Einsatzgebiete waren die Vogesen und das Rheinvorland westlich des Kaiserstuhls. Die Bekanntgabe zog sich sehr in die Länge,

denn sie wurde zweimal durch den Alarm der Sirenen unterbrochen, und wir mussten schnell die Luftschutzkeller aufsuchen.

Nach der Entwarnung marschierten wir zum Hauptbahnhof, wo der Zug bereits auf uns wartete. Auf dem Bahnsteig wurde uns mitgeteilt, dass die ersten fünf Waggonen in die Vogesen gefahren und die restlichen in Breisach an die Kaiserstuhlbahn umgehängt werden. „Der gute Geist der Gruppe Paulus“ war wieder zur Stelle und gab uns den guten Rat, nur an den Kaiserstuhl mitzufahren, denn von dort könnten wir uns zu Fuß nach Freiburg absetzen, ohne den Rhein überqueren zu müssen. Dies leuchtete uns ein.

Unsere Endstation war Achkarren. Paul Oßwald und ich bekamen unser Quartier bei der Bäckerei David auf dem Heuboden. Unsere Waschgelegenheit hatten wir im Hof am Brunnen. Unser Durst und Hunger wurde durch die Gemeinschaftsverpflegung gestillt. Nach dem Frühstück marschierten wir zu unserem Einsatzort in das Rheinvorland. Dort mussten wir Schützen- und Laufgräben anlegen. Beaufsichtigt wurden wir zum Teil durch SA-Männer oder ältere HJ-Mitglieder. Zuständig für das Versorgen von Verletzungen war der Bund Deutscher Mädchen. Die Mitglieder waren als Rotkreuzschwestern ausgebildet.

Es mussten immer zwei Mann einen Schützengraben von etwa 8 m ausheben. Die Schützengräben wurden nach der Fertigstellung von der Aufsicht auf die vorgeschriebene Breite (0,80 m) und Tiefe (1,50 m) überprüft. So kam es, dass es bei einem Schützengraben, an dem ich maßgeblich beteiligt war, zwar nichts zu beanstanden gab, aber der Prüfende aus purer Bosheit mit dem Absatz seines Stiefels auf die Kante des Grabens trat. Die Grabenwand brach ein, weil sie aus Rheinkiesel bestand - und der Prüfer brach zusammen, weil ich ihm meine Schaufel auf den Schädel schlug. Es kam sofort eine BDM-Mädel angerannt und kümmerte sich um den Flachmann. Sie wollte zuerst mit mir meckern, aber ich überzeugte sie mit meiner erhobenen Schaufel, doch lieber das Maul zu halten. Diese Episode hatte für mich keine Auswirkungen. Das Verhalten des Aufsichtführenden galt als Wehrkraftersetzung.

Alles in allem verbrachten wir in Achkarren eine schöne Zeit. Während der Weinlese wurden wir zum Ernteeinsatz abgeordnet. Da konnten wir unsere hungrigen Mäuler mit Trauben voll stopfen. Es kam auch vor, wenn wir vom Schanzen zurück kamen und unser Nachtlager im Heu aufsuchten, dass unter uns in der Scheune ein mit Trauben beladener Ochsenkarren stand. Paul und ich mussten natürlich die Qualität und den Öchslegrad der Ladung überprüfen. Im Hof unserer Unterkunft war einige Zeit die Gulaschkanone einer Kosakenkompanie unter Dampf. Die Kochkünste des Kanonisten waren ausgezeichnet. Die Eintöpfe, die er aus der Gulaschkanone hervorbrachte, waren alle essbar und kaum angebrannt. Das Beste, das er aus dem Kessel zauberte, war der Pudding. Nachdem die Soldaten ihren Hunger gestillt hatten, durften wir den Kessel mit den Fingern auslecken.

Von dem schönen Achkarren wurden wir nach Niederrimsingen verlegt. Hier bekamen wir eine Gemeinschaftsunterkunft in der Schule des Dorfes. In den Klassenzimmern waren zweistöckige

Luftschutzbetten aufgestellt. Die Matratzen waren strohgefüllte Säcke. Auch die Waschgelegenheit war um einiges besser. Unser Einsatzort war am Fuße des Tunibergs. Die Qualität der Schützengräben war durch den vorhandenen Lösboden ausgezeichnet.

Bei unserer Arbeit wurden wir aber immer öfters durch die feindlichen Flugzeuge gestört. Es waren immer zwei Jagdflugzeuge, die auf alles schossen, was sich auf der Erde bewegte. Im Volksmund nannte man die beiden „Max und Moritz“. Sie waren sehr beweglich und von der Heimatflak kaum zu erfassen, Dagegen wurden die in großer Höhe fliegenden feindlichen Aufklärungsflugzeuge meist von der Flak rechtzeitig erkannt und beschossen. Die mit einem singenden Pfeifton herunterfallenden Granatsplitter der deutschen Flugabwehrkanonen waren nicht ganz ungefährlich. Darum legten wir Bohlen über einen der fertigen Schützengräben und benützten in als Unterstand.

An einem schönen Herbstabend besuchten uns die in Freiburg zurückgebliebenen Mitglieder der Gruppe Paulus in Niederrimsingen. Auf ihren Fahrrädern kamen sie angestrampelt. Im Rebberg oberhalb des Dorfes trafen wir uns auf einem Stück Grasland. Hier setzten wir uns zusammen, und die Freunde erzählten, was in Freiburg während unserer Abwesenheit alles geschah. Wir waren wissbegierig, denn wir hatten weder eine Zeitung noch einen Volksempfänger. Ich kann mich noch gut erinnern, wie Paul Welte uns zum Schluss noch einige mystischen Betrachtungen offenbarte. So gegen 22.30 Uhr brachen wir auf. Die Heimfahrt bei der Nacht war für die Besucher nicht so einfach, denn durch die allgemeine Verdunkelungspflicht durften die Lampen an den Fahrrädern nur einen schmalen Lichtschein abgeben.

Wir anderen überzogen den auf 22 Uhr festgesetzten Zapfenstreich. Ich wurde als einziger von einem Kameradenschwein verraten und zum Kartoffelschälern verdonnert. Etwas Besseres konnte mir wirklich nicht passieren. Die Bauersfrauen, die für das Kochen und Braten zuständig waren, verwöhnten mich. Die Frau an der Kartoffel -Dampfmaschine schälte mir die Grumbieren, die ich essen wollte. Bis die anderen zum Essen kamen, hatte ich schon vier Frikadellen verschlungen. Meine Zeit als Küchengehilfe dauerte aber nicht lange, denn ich wurde wieder verraten, und so musste ich wieder als Erdmann mein Leben fristen.

Eines Tages kamen Mitglieder der Waffen-SS und machten Nachwuchswerbung. In einer Scheune erzählten sie uns vom Großdeutschen Reich, über die Verdienste der Waffen-SS und über die Wunderwaffen, die in der nächsten Zeit eingesetzt werden, und dass es eine Ehre sei, in der Waffen-SS dem Deutschen Volke zu dienen. Auf Anraten des »guten Geistes der Gruppe Paulus“ entschied ich mich für die Luftwaffe, denn er sagte mir, bei der Luftwaffe gebe es keine Waffen-SS und außerdem gebe es auch keine Flugzeuge mehr.

So Ende Oktober 1944 war unser Einsatz beendet, und wir durften wieder die Schulbank drücken. Da nun die Gruppe Paulus wieder vollzählig war, machten wir sogleich eine Nachtwanderung vom Sternwaldeck (277 m) zum Kybfelsen (837 m). Zur Sicherheit nahmen wir einige Taschenlampen mit, die nur einen

schwachen Lichtstrahl abgeben durften. Im Rucksack hatte jeder eine Decke, eine gefüllte Feldflasche, einige Kartoffeln, trockenes Anfeuerholz und Streichhölzer. Gegen 23 Uhr hatten wir unser Ziel erreicht. An einer alten Feuerstelle brachten wir eine Glut zustande, die erforderlich war, um die mitgebrachten Kartoffeln weich zu bekommen.

In der Stille der Nacht konnten wir deutlich den Kanonendonner der Westfront vernehmen. Das Grollen der Front machte uns nachdenklich und bedrückte uns. Bei dem Geräusch von Flugzeugmotoren hielten wir eine Plane über die Glut. Nach Mitternacht wurde es empfindlich kühl, und wir machten uns wieder auf den Heimweg.

Der 27. November 1944 war ein warmer Spätherbsttag. Meine Mutter, meine Schwester mit ihren zwei Kindern (die Rosi war fünf und der Felix zwei Jahre alt) und ich wohnten an diesem Tag das letzte Mal in dem Eckhaus Adolf Hitler-Straße/Grünwälderstraße. Mein Vater und mein Schwager waren an der Ostfront eingesetzt. Wir, die Gruppe Paulus der verbotenen katholischen Jugend, hatten um 19 Uhr in der Kooperatur auf dem Münsterplatz Gruppenstunde. Dieses Haus aus dem Jahre 1310 hat eine ungewöhnliche Giebelstellung zum Münsterplatz, eine schöne gotische Rosette im Giebel und steht neben der Hauptwache. An diesem Abend wollte ich der erste sein und ging deshalb frühzeitig von Zuhause fort. Ich sprang übermütig die Grünwälderstraße hinauf, immer kreuz und quer über das Bächle, vorbei an der Inselbrauerei Feierling, und beim „Wilden Mann“ schubste ich fast einen Fußgänger in das feuchte Nass. Dieser schimpfte, aber dies konnte mich nicht beeindrucken. Der Weg ging dann weiter durch das Augustinergässchen, Kaufhausgässchen auf den Münsterplatz.

Bei der Kooperatur kletterte ich, mit einem Pflasterstein bewaffnet, auf die davor stehende Linde, und als die ersten Gruppenmitglieder kamen, ließ ich den Stein plumpsen. Als der Stein in der Dunkelheit auf das Pflaster aufschlug, da funkte und krachte es wie bei einem Feuerwerk. Die neu Angekommenen erschrakten und schimpften wie die Rohrspatzen. Ich konnte da noch nicht ahnen, dass es eine Stunde später mit dem Getöse und Gefunkel ernst werden sollte.

An diesem Abend hatten wir die Gruppenstunde direkt unter dem Dach der Kooperatur. Wir sangen einige fröhliche Lieder zur Klampfe, als plötzlich die Sirenen heulten und unsere Stühle verdächtig wackelten. Nach einer kurzen Schrecksekunde sprangen wir auf und rannten die Treppen hinunter. Vor uns lief eine Mädchengruppe, die einen Stock tiefer ihre Gruppenstunde hatte. Unser gemeinsames Ziel war das Erzbischöfliche Ordinariat in der Schoferstraße (zwischen der Herren- und Konviktstraße). Der größere Teil von uns sprang durch das Präsenzgässchen und ich um die Hauptwache vorbei an der Münsterbauhütte. Unsere Fluchtwege waren durch die an Fallschirmen langsam herunter gleitenden Leuchtbomben (im Volksmund Christbäumchen) hell erleuchtet.

Am Kellereingang des Ordinariats warf uns der Luftdruck einer Bombe die Treppe hinunter. Dieser unfreundliche Akt hatte für mich eine Platzwunde am Kopf zur Folge. Im Luftschutzraum wurde mir die

stark blutende Wunde verbunden. Das brachte mir den Vorteil ein, dass ich den Bombenangriff liegend auf einem Luftschutzbett miterleben durfte. Während die Bomben fielen, sprang ein Vikar noch in die Konvikts-Kirche und brachte die Monstranz mit dem Allerheiligsten in den Luftschutzraum. Das gab uns die Zuversicht, doch noch unseren Zufluchtsort lebend verlassen zu können. Nach etwa 20 Minuten ließen die Detonationen der explodierenden Bomben langsam nach, und wir verließen etwas vorsichtig unseren Zufluchtsort. Beim Betreten der Herrenstraße sahen wir Richtung Karlsplatz ein brennendes Trümmerfeld (hier standen die Häuser der Domkapitulare).

Mein Fluchtweg vorbei an der Münsterbauhütte war zugeschüttet. Der Nachthimmel war glutrot, in der Luft war ein beißender Rauchgeruch. Ich machte mich sofort auf den Heimweg. Das Haus stand noch, und ich tastete mich, da die Stromversorgung ausgefallen war, in der Dunkelheit in den Luftschutzkeller, aber dieser war menschenleer. Auf meinem Rückweg durch den dreistöckigen Keller hörte ich Stimmen, die durch einen Mauerdurchbruch vom „Großen Meyerhof“ in der Grünwälderstraße kamen. Ich erkundigte mich durch den Mauerdurchbruch nach meinen Angehörigen, und es wurde mir mitgeteilt, dass meine Mutter und die Schwester mit ihren beiden Kindern nach dem Terrorangriff in den Schloßbergbunker beim Schwabentor geflüchtet sind.

Ich machte mich nach dieser Auskunft sofort auf den Weg zum „Schlozz“ (Schloßberg). Die Nacht war immer noch erfüllt vom Krachen der heimtückischen Zeitzünderbomben und dem durchdringenden Brand, Phosphor- und Explosionsgeruch. Am Eingang des Bunkers zwängte ich mich durch die vielen Menschen und durch den Gang zu den eigentlichen Luftschutzräumen in den Felsenhallen. In dem dämmerigen Licht der Notbeleuchtung fand ich nach einiger Zeit des Suchens meine Mutter und die Schwester mit ihren Kindern. Meine Mutter war kaum noch ansprechbar. Ich sagte meiner Schwester, dass ich zum Haus zurückgehe und noch einige Habseligkeiten holen werde.

Der Weg zur Adolf Hitler Straße war diesmal gefährlicher, weil jetzt das Feuer die Erdgeschosse erreicht hatte, und die Flammen ebenerdig aus den Häusern schlugen. Durch die starke Hitze brannten mir die Beine, da ich nur eine kurze Ribbilishose anhatte. An unserer Behausung angekommen, sah ich, dass alles „rumbis un stumbis“ (total) abgebrannt war. Aus dem Mauerwerk schauten nur noch die brennenden Balken hervor. Ich ging zurück zum „Schlozz“ und überbrachte meinen Angehörigen die Schreckensnachricht.

Bei der anbrechenden Morgendämmerung begaben wir uns in ins Freie. Wir bekamen Hunger, aber wir hatten weder Geld noch Lebensmittelmarken. In einer noch intakten Bäckerei in Oberlinden bekam ich anstandslos ohne Geld und Brotmarken einen frisch gebackenen Laib Brot. Es sprach sich herum, dass der Hauptbahnhof völlig zerstört wurde und die Züge Richtung Höllental erst ab Kirchzarten eingesetzt werden. Der „Hoobl“ (die Tram) war auch außer Betrieb, und so mussten wir uns wohl oder übel auf die Socken machen.

Das traf vor allen Dingen auf den kleinen Felix zu, der bei der Flucht in den Luftschutzkeller einen Schuh verloren hatte. Meine Schwester und ich nahmen ihn abwechselnd auf die Schultern. Unser ganzes Hab und Gut trugen wir in vier Einkaufstaschen. Bei einem Verwandten in Kirchzarten trafen sich alle ausgebombten Freiburger Clan-Mitglieder bei einer heißen Suppe.

Danach setzten wir uns ab, und es ging mit dem Zug nach Neustadt im Schwarzwald. Dort wurden wir voneinander getrennt. Meine Schwester wurde mit ihren Kindern nach St. Blasien evakuiert. Meine Mutter und ich wurden von dem Bruder meines Vaters, Engelbert Frei, und seiner Ehefrau für eine kurze Übergangszeit aufgenommen. Sie hatten nur eine kleine Wohnung in einem Bahnwärterhäuschen. Mitte Dezember 1944 fanden wir in der Gemeinde Rudenberg bei dem Besitzer des Michilishofs, Karl Winterhalter, Unterkunft. Der Hof befindet sich neben dem Elternhaus meines Vaters. Ich kannte schon die ganze Familie des Michilishofs, da ich die Sommerferien bei meinem Onkel Johann, der das Haus geerbt hatte, verbringen durfte.

Wir bekamen ein Zimmer mit zwei Betten und konnten am Tisch des Bauern mitessen. Bevor man an den Tisch gehen durfte, wurde gebetet. Danach ging jeder an seinen ihm zustehenden Platz und setzte sich aber erst hin, wenn der Hausherr seinen Platz eingenommen hatte. Die Bäuerin bediente ihren Gemahl. und nachdem alle ihre Suppe in dem Teller hatten, bekreuzigte man sich und das Löffeln begann. Nach dem gemeinsamen Tischgebet ging jeder wieder seiner Arbeit nach. Es gab immer fünf Mahlzeiten. „Zmorge“ gab es Muckefugg, Brot, Butter und Marmelade, „ziNüni“ und „zivieri“ Brot und Speck. „Zmittag“ gab es immer eine Suppe usw. und „zObe“ gab's das Gleiche wie „zMorge“.

Außer dem Bauern und der Bäuerin waren auf dem Michilishof auch der Vater der Bäuerin (der Altbauer vom Schwörerhof aus der Schildwende, einem Seitental des Jostals), der jüngste Sohn Karl (der ältere Sohn Otto war als Soldat an der Westfront eingesetzt), ein polnischer Kriegsgefangener mit dem Namen Stanislaus als Knecht, die russische Magd Maria und das Pflichtjahr-Mädchen Marianne aus Dortmund.

Nach einer kurzen Eingewöhnungszeit machte mir das Leben in der winterlichen Abgeschiedenheit des Michilishofs (1000m) Freude. Nur am Heiligen Abend überkamen mich eine tiefe Wehmut und Traurigkeit. Ich dachte an die schönen vergangenen Jahre in meiner Heimatstadt und an die Mitternachtsmessen im Münster, in St. Ottilien oder auch in der Kapelle des Kepler-Gymnasiums. An diesem Abend fühlte ich mich sehr einsam und verlassen. Es konnte in mir keine feierliche Stimmung aufkommen, und als meine Mutter ins Zimmer trat und mir ein Stückchen Linzertorte auf einem Teller auf den Nachttisch schob, stellte ich mich schlafend.

Die Weihnachtstage brachten über einen Meter Schnee, und der Bauer und sein Knecht Stanislaus waren die ganzen Tage mit dem Schneepflug unterwegs. Der Schneepflug bestand aus zwei dicken Bohlen, die an der Spitze durch ein eisernes Scharnier verbunden waren, und im hinteren Drittel war eine Vorrichtung, um den Schneepflug auf verschiedene Breiten einzustellen. Das Bahnen mit dem Schneepflug war immer

eine Gemeinschaftsarbeit mit dem Bauern des Kirnerhofs, der wie der Bauer des Michilishofs für das Ziehen des Schneepflugs zwei Ochsen und zwei Pferde zur Verfügung stellte. Die Besitzer der kleineren Höfe kamen mit Schneeschaufeln, um den Schneepflug, wenn er sich festgesetzt hatte, wieder flott zu machen. Die andere Zeit mussten sie mit ihrem Gewicht den Schneepflug beschweren.

Der Fahrweg ging bergauf und bergab, und die Höfe lagen zweihundert bis dreihundert Meter auseinander. Von den verschiedenen Anwesen bis zum Fahrweg waren es wiederum zwanzig bis fünfzig Meter. Diese Wege mussten allerdings von den jeweiligen Anwohnern selbst vom Schnee geräumt werden.

Die Feiertage gingen vorüber, und die Schneedecke wurde höher und höher. Da schickte der Bauer seinen Sohn Karl und mich zur Wildfütterung in die nahen Wälder. Er hatte das Jagdrecht, denn einige Wälder gehörten zu seinem Besitz. Ich bekam gebrauchte Kleidung, Schuhe und ein paar alte Schneeschuhe (Ski). Mit den Skiern konnte ich einigermaßen fahren, denn mit der „Gruppe Paulus“ fuhren wir öfters mit der Seilbahn auf den Schauinsland, und bei guter Schneelage machten wir die Abfahrtstrecke über den Gießhübel, Kaltwasser, Horben und von dort nach Günterstal.

Nachdem meine Skiausrüstung vollständig war, nahmen wir zwei Doppelzentnersäcke und stampften sie auf dem Heuboden bis zum Platzen voll. Danach banden wir die Säcke mit langen Schnüren zu und zwar so, dass am Schluß die beiden gleichlangen Enden der Schnüre an den Zipfeln der Sackunterseiten festgeknotet werden konnten. Es nahm jeder einen Heusack auf den Rücken, und die Fahrt konnte losgehen. Karl kannte jede Futtergrippe in den umliegenden Wäldern, Die Rehe äugten verstohlen hinter den Bäumen hervor und beobachteten interessiert unser Treiben.

Das Füttern des Wildes in der tief verschneiten Landschaft war für mich ein tolles Erlebnis. Zu dem Bauernsohn Karl Winterhalder hatte ich schon nach kurzer Zeit ein freundschaftliches Verhältnis. Wir arbeiteten gemeinsam im Ross- und Viehstall. Im Rossstall befanden sich zwei Pferde, und im Viehstall stand als erster der Bulle, dann kamen zwei Zugochsen, vier Jungochsen und danach kam das gesamte Jungvieh nach Alter geordnet. Außerdem war noch der Schafstall in diesem Teil der Stallungen untergebracht. Der Kuh-, Schweine- und Hühnerstall unterstand der Bäuerin, die ihn zusammen mit dem Pflichtjahr-Mädchen und der Magd bewirtschaftete. Zwischen dem Kuh und Viehstall befand sich der Futtergang. In der Küche waren die Männer kurzfristig und in der in der Stube nur bei den Mahlzeiten und nach dem Feierabend geduldet. Der Bauer genoss Narrenfreiheit. Am Sonntagmorgen gingen wir nach der Stallarbeit in die Kirche nach Friedenweile. Das war ein Fußmarsch von je einer Stunde Hin und Rückweg bergauf und bergab.

Nach Dreikönig 1945 mussten Karl und ich wieder die Schulbank drücken. Zur Schule hatten wir nur etwa 20 Minuten zu gehen. Der Lehrer war zur Wehrmacht eingezogen- und so wurden wir von einer 22-jährigen Lehrerin unterrichtet. Die erste bis vierte Klasse und die fünfte bis achte Klasse hatten

gemeinsam Unterricht. In der achten Klasse waren Egon Beha vom Josenhof und ich die einzigen Schüler. Durch starken Schneefall fiel der Unterricht öfters aus. Auch für den Herrn Pfarrer und geistlichen Rat Kromer von Friedenweiler, der für den Religionsunterricht zuständig war, gab es oft kein Durchkommen. Die wenigsten hatten zu dieser Zeit noch Ski, denn diese mussten bereits im ersten Winter des Russlandfeldzugs abgegeben werden.

Nachdem die Schneehöhe etwas zurückgegangen war, gingen wir mit den Ochsen und den Pferden in den Wald zum Schleipfen. Zuerst mussten die Stämme vom restlichen Schnee freigeschaufelt werden, damit wir die Ketten befestigen konnten. Zum Teil musste das schwere Nutzholz bergwärts auf das an einem Fahrweg liegende Holzlager gezogen werden. Die Pferde wurden dazu vor die Ochsen gespannt. Der Bauer führte die Pferde, Stanislaus die Ochsen, und mit einem gemeinsamen kräftigen Klöpfen der Geißle ging es dann rasant zwischen den Bäumen hindurch auf den Holzabfuhrweg. Das gute Gleiten des Langholzes wurde durch den Altschnee sehr begünstigt. Zuvor mussten aber Karl und ich Äste und sonstige Hindernisse beiseite räumen.

Es ging jedoch nicht immer alles so glatt vonstatten, wenn zum Beispiel ein Hindernis nicht gleich erkannt wurde und der Stamm von einem Wurzelstock abgebremst wurde. Da kam es auch vor, dass eine Kette brach oder ein Chummet der Zugtiere zu Bruch ging. Im Winter machten wir uns bei der Waldarbeit nach Möglichkeit ein Feuer, um unsere kalten Knochen aufzuwärmen. An der Feuerstelle war auch das Vespere angenehmer, wenn der Michilishof das Brot, den Speck und ein scharfes Speckmesser an uns Waldarbeiter verteilte.

Pfarrer Kromer unterrichtete bereits meinen Vater in dieser Schule. Am 2.2.1945 verstarb meine Tante Theresia, geb. Wilde im Alter von fünfzig Jahren. Deshalb führte meine Mutter für einige Zeit den Haushalt von Onkel Johann. Das Anwesen grenzte an den Michilishof, und beide waren in jener Zeit nur mit einem Fußweg miteinander verbunden. Das Haus wurde im Jahre 1824 im Grundbuch erstmals erwähnt. Die Besitzer waren in den folgenden Jahren zumeist Leute, die das Uhrmacherhandwerk ausübten. Das Haus war für diesen Beruf besonders geeignet, da es mit vielen Fenstern ausgestattet war und dadurch die Räume gut ausgeleuchtet wurden.

In den Stallungen hatte mein Onkel ein paar Kühe, Schweine und etliche Hühner. Er war Nebenerwerbslandwirt und arbeitete trotz der im Ersten Weltkrieg zugezogenen Verwundung, bei der er 90 % seiner Sehkraft eingebüßt hatte, in der Schraubenfabrik in Neustadt. Seine Tochter Hildegard war auch schon berufstätig. Anfang März kam der „Balze-Schriner“ auf die Stör zum Michilishof, um die Heuwagen, an denen einige Sprossen gebrochen oder die ganzen Leitern morsch geworden waren, zu ersetzen. Es war immer eine angenehme Abwechslung, wenn jemand auf die Stör (für Arbeit, die ein Gewerbetreibender im Hause des Kunden verrichtet) auf den Hof kam, denn sie blieben einige Tage und konnten immer viele Neuigkeiten erzählen.

Nachdem der Schnee zum größten Teil abgeschmolzen war, wurde das Papierholz geschlagen, geschält, auf einen Meter Länge geschnitten und sterweise (ein veraltetes Raummaß für Holz) aufgeschichtet. Das war alles reine Knochenarbeit. Eine Motorsäge zum Fällen der Bäume hatte man noch nicht. Zwei Mann mussten kniend mit einer Baumsäge, nachdem sie die Fallrichtung durch einen in Bodennähe geschlagenen Keil bestimmt hatten, den Stamm von der Wurzel abtrennen. Beim Sägen musste man wechselseitig ziehen und durfte nicht drücken. Es hört sich zwar einfach an, aber es gehörte schon etwas Routine dazu. Nachdem der Förster das Stermaß überprüft und bescheinigt hatte, schafften wir das Holz mit dem Fuhrwerk von Friedenweller die Kirchsteige hinunter nach Neustadt in die Papierfabrik.

Der totale Krieg verfolgte uns bis in den Hochschwarzwald. Titisee erlebte am 24.2.1945 einen schweren Bombenangriff. Die Flugzeuge hatten es auf die Stromeinspeisungsanlage der Dreiseen- und Höllentalbahn abgesehen. Bei diesem Angriff starben 27 Menschen. Am Tag darauf war das Gewerbegebiet in Hölzlebruck an der Reihe. Auf Neustadt erfolgte ein Fliegerangriff am 5. April 1945 gegen 8.30 Uhr, der von 12 Jagdbombern in mehreren Wellen geflogen wurde. Das Bombardement war unterstützt durch starkes Bordwaffenfeuer. Der Angriff galt der Bahn, wo ein Munitionswagen in Brand geschossen wurde, aber glücklicherweise vor dem Explodieren gelöscht werden konnte. Von den acht abgeworfenen 250 Kg-Bomben trafen zwei das Bahngelände, wo sie eine Lokomotive zerstörten. Die restlichen richteten im Stadtgebiet erheblichen Schaden an. Der Angriff erfolgte aus größerer Höhe, da die Sperrballone einen Tiefflug nicht erlaubten und außerdem die einzige Fliegerabwehrkanone lebhaft feuerte.

Am 20. April 1945 hörte ich im Rundfunk die Rede des Reichspropaganda-Ministers Josef Goebels anlässlich des 56. Geburtstags unseres „geliebten Führers“ des Großdeutschen Reiches, Adolf Hitler. Unter anderem sprach er über das Zerschlagen der alliierten Truppen und vom Endsieg. Am 21. April 1945 besetzten die französischen Truppen kampflos die Stadt Freiburg. Danach zogen sie unter Umgehung des Höllentals über St. Peter, St. Märgen ins Jostal. Bereits in der Nacht vom 23. auf den 24. April wagten sie einen ersten Vorstoß auf Neustadt. Doch die Holzbrücke beim Bergrunderhof konnte die schweren Kettenfahrzeuge nicht tragen. Deshalb zogen sich die Truppen wieder auf die Höhen um Waldau zurück.

Etwa einen Tag danach gingen der polnische Kriegsgefangene Stanislaus und ich vom Michilshof aus an den Waldrand oberhalb der Engelsmann-Hütte. Das war ein schöner Aussichtspunkt. Wir konnten die Straße von Hölzlebruck nach Neustadt gut einsehen und den Truppenaufmarsch verfolgen. Stanislaus und ich gingen einige Schritte aus dem Wald heraus, um noch mehr sehen zu können, da piffen plötzlich Gewehrkugeln um unsere Ohren. Daraufhin war unsere Neugierde gestillt, und wir zogen es vor, den Heimweg anzutreten. Am Nachmittag desselben Tages kam auch der Rudenberg unter Beschuß. Es explodierten einige Granaten auf der Ostseite des Talkessels, die aber keinen Schaden anrichteten, sondern nur die Erde etwas auflockerten.

Es vergingen noch einige Tage, bis die ersten französischen Soldaten (Marokkaner) auftauchten und plündernd von Hof zu Hof zogen. So eine wilde Horde ohne Fahrzeuge nahm mich mit, und ich musste ihnen den Weg zum nächsten, hinter einem Hügel liegenden „Äußeren Bauernhof“ zeigen. Ich ging mit den angesoffenen Soldaten querfeldein. Sie schossen mit ihren Maschinenpistolen auf jeden Baum, Strauch und sogar auf die Drähte der Überlandleitungen. Dabei war es mir nicht ganz wohl in meiner Haut, denn sie hätten auch mich als Ziel benutzen können. Als ich mit unseren Befreiern von der „Nazi-Herrschaft“ den Hof lebend erreicht hatte, überließ ich dem Hofbauern (Otto Willmann) die wilde Horde.

In den nächsten Tagen und Wochen kamen immer wieder die Franzosen mit ihren Jeeps angefahren und durchwühlten die Schränke in den Stuben und Kammern. Sie nahmen alles mit, was ihnen gefiel oder was sie brauchen konnten. Meine Mutter hatte in unserer Kammer ein halbes Pfund Butter, das sie sich aber nicht kampflos nehmen ließ. Sie beschimpfte die Franzosen mit „Dreckspatzen“ und als einer sagte „Nichts verstehn“ schrie sie ihn an: „Du rote Strolch, du bisch e Waggis, du kannsch dütsch“ - und auf der Stelle war er der deutschen Sprache mächtig. Diese Kampfeslust gefiel ihm, aber die Butter nahmen sie dennoch mit.

Das bevorzugte Ziel der Franzosen war aber immer wieder der Hühnerstall. Sie fingen die Hühner ein und steckten sie lebend in einen Sack. Aber auch die gestohlenen Enten brachten ihnen Abwechslung auf den Speiseplan.

Schlimmer als die Franzosen führten sich die Marokkaner auf. Diese hatten es besonders auf den Alkohol und die Weiblichkeit abgesehen. Die Frauen mussten sich vor den Marokkanern verstecken, um nicht vergewaltigt zu werden. Im Totenbuch der Kirchengemeinde Vöhrenbach ist bei einer 22-jährigen Frau vermerkt worden, dass sie an den Folgen der Vergewaltigungen durch die Marokkaner verstorben ist.

Am 8. Mai 1945 ging der Zweite Weltkrieg zu Ende, Generalfeldmarschall Wilhelm Keitel unterzeichnete in Berlin die bedingungslose Kapitulation von Deutschland. Damit war das „Großdeutsche Reich“ untergegangen. Die Deklaration der Alliierten vom 5. Juni 1945 bezeichnete das Ende des deutschen Staatswesens. Einige Tage später, am 26. Juni 1945, wurden in San Francisco von 51 Staaten die Satzungen der Vereinten Nationen UNO angenommen. Der amerikanische Delegierte sprach feierlich das „Gebet der Vereinten Nationen“: „Vor allem aber, lasst uns nicht vergessen, dass alle Menschen Brüder sind, nicht nur heute, sondern solange die Welt steht. Brüder nicht nur in Worten, sondern in Werk und Tat. Wir alle sind arme Erdenkinder. Gewähre uns diese schlichte Erkenntnis. Wer unsere Brüder unterdrückt, unterdrückt auch uns. Wenn sie hungern, hungern auch wir. Wenn ihnen die Freiheit geraubt wird, ist auch unsere Freiheit in Gefahr. Schenke uns den gemeinsamen Glauben, dass der Mensch sein Brot in Frieden essen soll. Lass ihm Recht und Gerechtigkeit zuteil werden, Freiheit und Sicherheit, die gleiche Möglichkeit und Aussicht, seine Fähigkeiten zu entfalten, nicht nur hier, sondern über die ganze Welt hin. In jenem festen Glauben lasst uns jener besseren Welt entgegen schreiten, an der unsere Hände jetzt bauen. Amen.“

In Potsdam versammelten sich am 17. Juli 1945 die Sieger, um die Liquidation Deutschlands in Verträge zu fassen. Stalin, der US-Präsident Truman und der Engländer Churchill beschlossen ein drakonisches Manifest als Strafe, in das kein Abglanz jenes frommen und gläubigen Gebetes von San Francisco gefallen ist. Die deutsche Industriemacht sollte durch Produktionsverbote, Demontagen, Reparationen und Zerstörungen vernichtet werden. Nie wieder sollten deutsche Männer Waffen tragen dürfen, nie wieder würde die Generation, die Hitler erlebt hat, frei sein. Alle deutschen Patente, deren Werte unschätzbar waren, sollten als Teilersatz für die angerichteten Kriegsschäden den Siegern verfallen. Deutsche Wissenschaftler und Facharbeiter wurden von den Siegerstaaten „requiriert“. Die Handelsflotte, das staatliche und private Auslandsvermögen, Devisen, Gold, Wertpapiere - alles gehörte zur großen Beute; die französische Regierung übernahm die Saargruben, die Briten beschlagnahmten die Kruppwerke und die Ruhrzechen. Deutschland wurde in vier Zonen geteilt und durch unnatürliche Grenzen zerschnitten, das große Russland nahm ihm sein Getreideland Ost-Preußen, Polen wurden die reichen Länder östlich der Oder und Neiße als vorläufige Verwaltungsgebiete zugesprochen. Die Alliierten billigten feierlich die Vertreibung der Millionen an dem Osten.

Während des Trubels des Umsturzes ging meine Schulzeit zu Ende. Alles in allem hatte ich im achten Schuljahr etwa vier Monate Unterricht. Ein Entlassungszeugnis bekam ich nicht, denn meine Schulzeugnisse waren beim Terror-Angriff auf Freiburg verbrannt. In dieser Zeit gab es kaum eine Lehrstelle. Da kam der Pfarrer Kromer aus Friedenweiler auf den Michilishof und bot mir eine Lehrstelle als Drechsler an. Die Drechslerei befindet sich in Waldau und gehört einem kinderlosen älteren Ehepaar. Hier könnte ich das Drechslerhandwerk erlernen, und nach der Gesellen- und Meisterprüfung würden sie mich adoptieren und als Erben einsetzen.

Meine Mutter war aber strikt dagegen, und so wohnte und arbeitete ich weiter auf dem Michilishof. Auf dem Hof war eine familiäre Atmosphäre. Das Arbeiten im Stall und der Umgang mit den Tieren machte mir viel Freude. Kost und Logie hatte ich frei, und jeden Monat bekam ich vom Michilisbauer meinen Lohn. Geld brauchte ich nur zum Zego spielen, denn zum Kaufen gab es nichts. Mein Freund der Michilis-Karl ging am Wochenende ins Paulis (Gasthaus „zum grünen Baum“) als Kegelbub und verdiente sich dort noch einige Pfennige. Das wollte ich aber nicht, denn das Gibäffzge (nörgeln, keifen) der angetrunkenen Kegelbrüder war mir zuwider. Da war mir ein nächtlicher Besuch von der Marianne, dem Pflichtjahr-Mädchen, schon angenehmer.

Mein Vater war mit 53 Jahren bei dem 1. Landeschützen-Batallion 405 mit einem LKW mit Holzvergaser an der Ostfront eingesetzt. Mit diesem Fahrzeug entkam er der russischen Gefangenschaft, in dem er eine Oderbrücke, die bereits zum Sprengen freigegeben war, überquerte und noch rechtzeitig das reifende Ufer erreichte. Er kam kurz darauf in amerikanische Gefangenschaft, aus der er nach der Kapitulation im Mai 1945 entlassen wurde. Nach einem sechswöchigen Fußmarsch erreichte er seinen Geburtsort Rudenberg. Nach einer Erholungspause ging mein Vater nach Freiburg zur französischen Kommandantur, um das Entlassungsschreiben der Amerikaner anerkennen zu lassen. Erst danach

konnte er sich bei den Städtischen Dienststellen als Arbeits- und Wohnungssuchender anmelden und Lebensmittelmarken erhalten. Eine Anstellung bekam mein Vater bei der französischen Besatzungsmacht in Freiburg.

Von seinem jüngsten Bruder Leo erhielt er eine Zwei-Zimmer-Wohnung mit Küche in Freiburg-St. Georgen, Im Glaser 40. Nachdem er sich einen Tisch mit zwei Stühlen, zwei Luftschutzbetten und einen uralten Schrank organisiert hatte, zogen meine Eltern mit ihren paar Habseligkeiten dort ein. In der Küche stand ein museumsreifer eingemauerter Herd. Am steinernen Spülbecken hatten sich schon Generationen ihre Messer geschliffen, und das Spülwasser floss nach außen in die freie Natur. Zum Plumpsklo musste man über den Hof; es wurde von mehreren Familien genutzt. In dieser Zeit waren alle froh, überhaupt ein Dach über dem Kopf zu haben.

Ich durfte aber weiter auf dem Michilishof bleiben und war froh darüber. Nur mein Zimmer wurde anderweitig gebraucht, und so musste ich in das große geräumige Zimmer des Altbauers vom Schwörerhof umziehen. Wir waren nun zu dritt in dem Zimmer, denn der Michili-Karl schlief bereits schon einige Zeit mit seinem Großvater zusammen. Sein Großvater mütterlicherseits war nicht nur Bauer, sondern auch Jäger und passionierter Uhrensammler. In seinem Zimmer waren unzählige Rehgeweihelohren und Uhren sowie einige ausgestopfte Vögel.

Unsere drei Betten waren an einer Wand entlang aufgestellt. Die Wände waren aus Nut- und Federbrettern hergestellt und wirkten für die Uhren wie ein zusätzlicher Resonanzboden. Nur eine Uhr hatte die richtige Zeit, und alle anderen wurden nur aufgezogen. Jede der Uhren hatte ein eigenes Schlagwerk, und so war in diesem Zimmer immer mindestens eine Uhr am Schlagen. Nach kurzer Zeit hatte ich mich an das Gebimmel gewöhnt, und es gefiel mir.

Den Großvater bewunderte ich, denn er war sicher schon an die achtzig Jahre alt und ging im Sommer wie im Winter barfuß in einer Pumphose und mit einem Handtuch bewaffnet an den neben dem Bauernhof befindlichen, stets laufenden Brunnen und wusch sich mit dem eisig kalten Wasser von Kopf bis Fuß ab. Im Winter machte er sich im Hause nützlich oder schaufelte den Schnee von der Haustür und den Stallungen beiseite. Im Sommer ging er in den Wald, um Reisigwellen zu machen. Der Wellenbock wurde ihm in den Wald gefahren, wo im Winter die meisten Bäume gefällt worden sind.

Mit Beginn der warmen Jahreszeit wurde das Vieh morgens und abends auf die Weide getrieben (usgfahre). Das waren etwa zehn Kühe, zehn Stück Jungvieh und etliche Schafe. Jedes der Tiere hatte eine Glocke um den Hals. Das Gebimmel gefiel mir. Die Schafe musste man besonders im Auge behalten, denn diese machten sich gerne selbständig. Sie bevorzugten besonders die Äcker mit der frisch sprießenden Frucht. Die Äcker wurden zwar nach der Einsaat mit einem Zaun aus Holzstangen eingefasst, aber für die Schafe war das kein Hindernis. Die Viehweiden waren zu dieser Zeit noch nicht eingezäunt und mit einem Elektrozaun abgesichert.

Die meiste Zeit hatte ich die ehrenvolle Aufgabe, der Viecherei geordnetes Fressen und züchtiges Verhalten beizubringen. Zur Durchsetzung meiner Anordnungen hatte ich eine Geißle (Peitsche). Diese bestand aus dem Geißlestock, daran befand sich oben der Ufhenker mit dem Geißleriemen (aus Leder) sowie das Untergschnür (zweifache Schnur) und der Zwick, an dem mehrere Knoten angebracht waren sowie der Chlöpfurz (das waren die „Fosle“ am untersten Stück).

Die Viehweide war oberhalb des Michilishofs an einem steilen Berghang. An sehr warmen Tagen musste ich mich immer in der Nähe der Leitkuh (das war die Laura) aufhalten, um ihren Drang zu den Stallungen abzubremsen. Bei Gewitterstimmung wurde die Rinderherde besonders stark von den Braemen (Bremse = Stechfliege) geplagt. Da kam es schon mal vor, dass mir die Laura und ihr Gefolge mit hoch erhobener Schwanz und mit einem Erdreich erschütternden Galopp sowie mit einem ohrenbetäubendem Glockengeläut den Berg hinunter sprangen und die Stallungen aufsuchten. Jedes Tier kannte seinen Platz, und bis ich vom Berg herunter kam, waren die Tiere von der Bäuerin und den Mägden bereits angebunden. Die Bäuerin jammerte danach, da die Kühe durch den rasanten Lauf angeblich weniger Milch gaben. Beim sonstigen „I-fahre“ (das Weidevieh Heimtreiben) wurde den Tieren mit dem Ruf „Owa - owa –owa!“ der Gang in die Stallungen angezeigt. Dabei übernahm die Laura die Führung. Diese Kuh werde ich mein Leben lang nicht vergessen.

Die Zeit verging, es wurde Herbst und das Leben nach dem verlorenen Krieg normalisierte sich so langsam. Der polnische Knecht Stanislaus und die russische Magd Maria hatten den Michilishof bereits verlassen, und das Pflichtjahr-Mädchen Marianne aus Dortmund wurde zu meinem Leidwesen von ihrer Mutter abgeholt. Die Züge fuhren wieder, jedoch die Strecke von Neustadt nach Freiburg war durch die Sprengung der Ravenna-Brücke zwischen Hinterzarten und Höllsteig unterbrochen. Diese 3,5 km musste man zu Fuß durch das Löffeltal vorbei an der Kingensäge zurücklegen.

Im Spätherbst kam mein Bruder auf den Michilishof. Ich war gerade damit beschäftigt, einen Mistwagen zu beladen und in Form zubringen, da überbrachte er mir von meinen Eltern die Botschaft, dass ich mit Ablauf des Jahres 1945 ganz nach Freiburg zurückkommen muss und mir eine Lehrstelle suchen soll. Dies gefiel mir ganz und gar nicht, denn ich hatte auf dem Michilishof eine neue Heimat gefunden. Auch war die Arbeit in der Landwirtschaft für mich wie geschaffen, aber mir blieb nichts anders übrig, als in die hungernde und frierende Heimatstadt zurückzukehren.

Die Zeit auf dem Michilishof bleibt für mich unvergessen. Noch heute erweckt der Duft von Kuh- und Pferdestall in mir schöne Erinnerungen an meine Jugendzeit auf dem Rudenberg.

Rolf Horst Frei